Christian Hartard
Die unsichtbaren Bilder.
Protokoll eines Interviews

(2011)

Hinterher ist man immer schlauer. Hätte man die Frau nur geküsst. Hätte man den Skinhead bloß nicht geschubst. Wäre man doch früher zum Arzt gegangen. Hätte, wäre, würde. Und auch hier kann man sagen: das alles hätte nicht passieren müssen, wenn der Herr S. damals ein bisschen weniger naiv gewesen wäre. Aber sicher weiß man es natürlich nicht.

Der Herr S. hat eine Wohnung in Giesing. Es gibt feinere Adressen in München, klar, Bogenhausen zum Beispiel. Giesing ist von der Bevölkerungsstruktur her mehr das, was man früher Arbeiterviertel genannt hat, als es noch Arbeiter gab. Aber dafür hat man eine Aussicht vom Herrn S. seiner Wohnung, wunderbar. Von der Küche weniger, aber vom Wohnzimmerfenster schaut man direkt aufs Grünwalder Stadion, und das ist sehr treffend, weil das Grünwalder ja viel mit Triumph und Katastrophe zu tun hat und die Geschichte vom Herrn S. auch.

Ende der Siebziger, erzählt er, hat das bei ihm angefangen mit der Kunst: Wie er den Kippenberger in Hamburg kennengelernt hat. Oder den Förg in der Münchner Maximilianstraße. Da sind sie hernach im Café Roma gesessen, so wie jetzt der Herr S. und ich in der Küche beim Tee sitzen, dort der Herr S. und da der Förg, und beide noch ganz jung. Wobei, ob der Förg damals auch Tee getrunken hat, kann man natürlich schwer sagen im Nachhinein. Seit der Zeit jedenfalls hat der Herr S. ein bisschen Kunst gesammelt. Viel Geld hat er nicht gehabt, aber freilich: Kontakte und einen guten Riecher. Und so teuer waren die Sachen ja nicht einmal, oft genug wollte die sonst eh keiner haben. Manches hat der Herr S. also gleich vom Atelier weg gekauft, quasi frisch gestrichen in Lupofolie verpackt. Bilder, die außer ihm und dem Künstler noch überhaupt niemand gesehen hatte. Um die ist es später natürlich besonders schade gewesen.

Irgendwann hat der Herr S. fast zweihundert Kunstwerke gehabt, Gemälde, Photographien und Skulpturen: Oehlens, Kiecols, Förgs, Palermos, Kippenbergers, Herolds, Schüttes, Dions, ein ganzes Museum voll. Am Ende sind es so viele gewesen, dass es in der Wohnung eng geworden ist. Jetzt hat es in der Nähe von Augsburg einen ehemaligen Bauern gegeben, der hat auf seinem ehemaligen Bauernhof einen ehemaligen Schweinestall gehabt, und da hat der Herr S. seine Sammlung unterstellen dürfen. Zur Miete. In dings, na, wie hat das Dorf noch geheißen, fragt der Herr S. so in die Küchenluft hinein und rührt in seinem Tee, wie hat das gleich geheißen? Aber der Name mag dem Herrn S. nicht mehr einfallen, vielleicht weil das Dorf so klein ist oder die ganze leidige Geschichte so lang her oder weil der Herr S. sich auch gar nicht so gern erinnern will. Finanziell ist es ihm damals nämlich nicht so gut gegangen. Sogar so miserabel, sagt der Herr S. und nippt an seinem Tee, dass er einmal ein ganzes Jahr lang vergessen hat, seine Schweinestallmiete zu zahlen.

Aber dafür hat sich seine wunderbare Sammlung herumgesprochen, das haben schon die Spatzen vom Augsburger Schweinestalldach gepfiffen, und der Museumsdirektor L. aus M. hat es auch gewusst. Der ruft eines Tages an, gut zehn Jahre ist das jetzt her, und sagt: S., ich mach eine Ausstellung mit Dir und Deiner Sammlung, tolle Sache, das ziehen wir richtig groß auf. Also Pressetext fertig, Einladungskarten fertig, alles hochprofessionell, und der Herr S. natürlich gleich ganz Feuer und Flamme und fährt nach Augsburg zu seinem Schweinestall, um die besten Stücke herauszusuchen.

Von Stefan Zweig gibt es da diese schöne Geschichte, vielleicht kennt die der eine oder andere, wo ein Antiquar zu einem Kunstsammler gerufen wird, der ihm seine Schätze zeigen will. Lauter schöne Kupferstiche hat der alte Mann, aber wie der Antiquar hinkommt, stellt sich heraus, dass der Sammler blind ist, und die Sammlung gibt es auch

nicht mehr, die hat die Inflation aufgefressen. Stattdessen drückt die Tochter des Sammlers ihrem Vater jeden Tag die leeren Passepartouts in die Hand, und der blinde Alte streicht mit den Fingerspitzen über die blanken Blätter und denkt, es sind immer noch seine Stiche. Und das Verrückte ist, dass für ihn die Bilder nie verschwunden sind, dass er sie sehen kann, obwohl seine Augen stumpf sind und die Kunstwerke längst perdu. Ihm gehören die Bilder in einer Weise, dass sie nicht mehr verlorengehen können.

Was den Herrn S. betrifft, der nach Augsburg gefahren ist, um seine Sammlung zu sichten, gibt es so ein Sprichwort, das passt hier ganz gut. Nämlich: aus Schaden wird man klug. Weil hinterher muss man sagen, ist es natürlich unklug gewesen, dass er dem ehemaligen Bauern so lang sein Geld schuldig geblieben ist. Wirklich ein ganzes Jahr lang keine Miete?, frag ich, und der Herr S. rührt wieder im Tee und sagt: Naja, kann sein, dass es auch drei Jahre gewesen sind. Und um es kurz zu machen: der Herr L. aus M. hat sich dann wen anders für seine Ausstellung suchen müssen. Wie der Herr S. nämlich sein Lager aufsperrt, ist es leer. Ganz leer. Und so lange kann das wohl doch nicht hergewesen sein, dass der ehemalige Bauer noch Bauer gewesen ist, weil der hat nach drei Jahren keine Lust mehr gehabt, auf sein Geld zu warten, und sich gedacht, schmeiß ich den ganzen Krempel raus, dann hab ich zwar die Miete immer noch nicht herin, aber der Schweinestall ist frei, kann ich vielleicht wieder Schweine reintun. Jetzt kann ich den Bauern zu einem gewissen Grad schon verstehen, sag ich ganz ehrlich. Aber die mobile Schrottpresse, finde ich, hätte er auch nicht gleich kommen lassen brauchen.

Im Prozess später haben die Freunde vom Bauern ausgesagt, dass man das doch gar nicht erkannt hat, wie wertvoll das Glump gewesen ist, schon wegen der Lupofolie. Aber auch ohne die Lupofolie hat man ja nicht ahnen können, dass das Kunst sein soll, quasi entartet. Und da hat der Herr S. am Ende sogar ein bisschen Schadensersatz bekommen, mit dem hat er seinen Anwalt bezahlt, aber geholfen hat ihm das auch nichts mehr, weil da war ja schon alles in der mobilen Schrottpresse verschwunden. Kippenberger in der mobilen Schrottpresse, Blinky Palermo in der mobilen Schrottpresse, Förg in der mobilen Schrottpresse, die Oehlen-Brüder in der mobilen Schrottpresse, alles weg, hundertachtzig Gemälde und Plastiken, die ganze Sammlung S. in der mobilen Schrottpresse. Das war, sagt der Herr S., als wenn auf einen Schlag alle seine Freunde gestorben wären.

Jetzt natürlich: ästhetische Phantomschmerzen, Tränen, Verzweiflung, Wut. Andererseits gute Frage: Warum der Herr S. die ganze Kunst überhaupt hat kaufen müssen? Der hat ja manches gar nicht mal ausgepackt, sondern samt Lupofolie sofort ab in den Schweinestall. Und wozu Bilder, wenn sie keiner sieht? Wenn es mehr ums Habenwollen geht, gar nicht ums Sehenwollen? Und was hat dem Herrn S. dann eigentlich gehört? Natürlich die Leinwände, die Farben darauf, die Rahmen. Aber die Bilder?

Die Bilder, stell ich mir vor, kann man sowieso nicht besitzen. Die trägt man im Kopf, oder meinetwegen im Herzen, wenn man es sentimental sagen will. Da reist man mit leichtem Gepäck, quasi privates Kunstmuseum, immer geöffnet, freier Eintritt. Bei schlechtem Wetter, stell ich mir vor, spazieren die Gedanken dann ein bisschen im Kopfmuseum herum, vom Hypothalamus zur Großhirnrinde und wie das alles heißt, und schauen sich die erinnerten Bilder an. Die zerstörten Kippenbergers, Palermos, Förgs und Oehlens zum Beispiel, die ganze mobile Schrottpresse rauf und runter. Die Bilder im Kopf sind unverlierbar.

Und da soll sich der Herr S. jetzt mal nicht so haben. Weil die Kunst ist futsch, aber dafür hat er eine gute Geschichte zu erzählen. Was will man mehr?

–

Zitierhinweis:
Hartard, Christian: Die unsichtbaren Bilder. Protokoll eines Interviews. In: Heft3000 Nr. 5, 2011. http://www.hartard.com/texts/unsichtbarebilder.pdf